

als Fortsetzungscomic an über 200, meist links-alternative Zeitschriften und Zeitungen. Danach durfte Groening zusammen mit dem Produzenten James L. Brooks und dem Drehbuchautor Sam Simon 1987 die Simpsons planen. Zuerst als Pausenfüller einer Comedy Show, drei Jahre später als eigene Serie.

Der Erfolg der Fernsehfamilie, die noch vor ein paar Jahren als Symbol des „poor, white trash“ verdammt worden wäre, überraschte selbst das Nachrichtenmagazin *Newsweek*, das bei den Zuschauern Sehgewohnheiten feststellte, „die an das Religiöse grenzen“.

Die tieferen Gründe für derartigen Fanatismus sind im Amerika der neunziger Jahre schwer zu übersehen. Das Real-einkommen sinkt, die anhaltende Rezession läßt um die Arbeitsplätze fürchten. In einem Land, in dem, so der Autor David Marc, „50 Prozent aller Ehen mit Scheidung enden und Crack an jeder Straßenecke verkauft wird“, zerbricht das Bild von der heilen Welt ebenso, wie die alte amerikanische Ideologie vom selbstgemachten Glück.

Die Simpsons räumen mit solchen Lebenslügen gründlich auf. Traditionen, die ihren Sinn verloren haben, werden dem Spott preisgegeben, Regeln, die nicht funktionieren, mit Hämie zersetzt. Die Picknickenladung beim Chef, beispielsweise, endet nicht mit der Beförderung, sondern mit einem Beförderungsverbot auf Lebenszeit. Der Versuch, den Fernseher ins Leihhaus zu bringen und nette Abende am Spieltisch zu verleben, führt fast zur Selbstausrottung.

Die Reinfälle der Simpsons stehen in einer langen amerikanischen Comic-Tradition. Auch Donald Duck und Charlie Chaplin haben als Anti-Helden viel Geld

eingespielt. Groenings Simpsons aber drehen die Schraube weiter.

Ihre alltäglichen Querelen werden nicht mehr von dem Glauben begleitet, daß irgendwann einmal alles gut wird. Jeder kämpft, egal ob auf smarte oder dumme Weise, gegen jeden, und am Ende besiegt das System alle. Ein Happy End gibt es nicht mehr. Das ist manchmal traurig, aber immer komisch.

Wirklich komisch aber ist Matt Groening, ein überzeugter Amerikaner, der es vom Gelegenheitsarbeiter zum Multimillionär gebracht hat. Er zeichnet wie ein Popkünstler und denkt wie ein Marxist, der alle schmuseweichen Lebensregeln außer Kraft setzt und nur noch ein Gesetz gelten läßt: „Es gibt kein richtiges Leben im falschen.“

———— Dokumentarspiel ————

Sauberer Krieg

Was Hans-Dietrich Genscher nicht gelang – ein Prozeß gegen Saddam Hussein –, versucht nun das Fernsehen. Doch auch hier kommt es nicht zum Urteil.

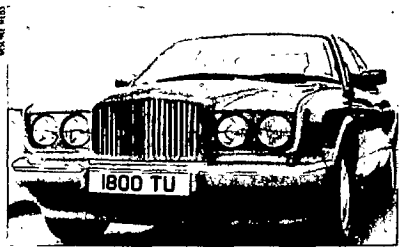
Die Außenminister sind ratlos. Seit Tagen sitzen sie um einen grünen Tisch und diskutieren. Darüber, ob Saddam Hussein Adolf Hitler sei und ob sie ihn wie einen Nazi-Verbrecher vor ein internationales Tribunal stellen

* Mit Österreichs Staatspräsident Kurt Waldheim bei dessen Irak-Besuch im August 1990.



Kriegsführer Saddam*: Am Ende bleiben nur Verlierer

Muß man eigentlich im Leben etwas geleistet haben, um einen Bentley zu fahren?



1. "Es gibt nur drei Formen, um im Leben zu bestehen: stehlen, beten oder etwas leisten." Die Worte des Honoré Mirabeau zur Zeit der französischen Revolution.

2. An gestohlene Fahrzeuge jeder Art und Größe haben wir uns bereits gewöhnt. Von erhörten Gebeten ist uns nichts bekannt (sogar von der Rolls-Royce-Sammlung jenes indischen Heiligen wird berichtet, er habe sie sich geleistet).

3. Kommen wir zu denjenigen, die im Leben bestehen, weil sie etwas geleistet haben und möglicherweise einen Bentley fahren (die Reihenfolge ist leider nicht umkehrbar, auch wenn es manchmal versucht wird) und zu der Frage, was eigentlich zu leisten ist.

4. Etwa das Bestehen des Führerscheins? Die (soziokulturell nicht zu unterschätzende) Fähigkeit, Messer und Gabel richtig zu bedienen? Oder das schlafwandlerische Beherrschen von Etikette-Themen (Wie reklamiert man richtig?), – wir wissen es nicht!

5. Sprechen wir besser von dem, was wir wissen: Daß man zum Beispiel dem Bentley nachsagt, eine erzieherische Wirkung auf seine Fahrer auszuüben. Zu mehr Gelassenheit, Geduld und Toleranz.

6. Wie schön doch die Vorstellung, es gäbe mehr davon auf unseren Straßen.

CAR & DRIVER
HAMBURG

Authorized Sales & Service
ASTON MARTIN · BENTLEY · LAGONDA · ROLLS-ROYCE

Friedr.-Ebert-Damm 110 · 2000 Hamburg 70
Telefon 040 · 69 69 500 · Fax 040 · 69 69 50 50

Hans Küngs

große analytische
Darstellung
des Judentums



»Wie in einem Brennglas spiegeln sich im Judentum alle religiösen Probleme unserer Zeit an der Schwelle zum dritten Jahrtausend«: deshalb beginnt Hans Küng seine Analyse der religiösen Situation unserer Zeit mit diesem grundlegenden Buch über das Judentum.

»Obwohl keine der zwischen Christen und Juden nach wie vor umstrittenen Fragen (theologischer wie politischer oder historischer Art) hier ausgeklammert werden durfte, will dies nicht nur ein Buch zum jüdisch-christlichen Dialog sein. Es will das Judentum als umfassende lebendige Einheit beschreiben: Das Judentum als Herausforderung für die Christen.« Hans Küng

In seiner einzigartigen Verbindung von Darstellung und Deutung wird dieses Buch für Christen und Juden gleichermaßen neue Zugänge zur Religion eröffnen.

912 Seiten mit 25 Graphiken.
Leinen DM 68.-

PIPER

FERNSEHEN

sollen. Standpunkte werden referiert, Floskeln ausgetauscht, Sachverständige gehört, ein Kirchenmann kommt zu Wort.

Doch als die Verhandlungen vertagt werden und die Diplomatie wieder an ihre Stelle rückt, steht fest, daß Politiker, die gerecht sein wollen, am Ende sind. Während zwei Dienstmänner die Namenskartchen und Landesfähnchen vom Tisch räumen, sagt der dickere von beiden: „Die steh'n mehr auf'n sauberen Krieg als auf'n schmutzigen Prozeß.“

Die Idee, Saddam Hussein den Prozeß zu machen, stammt von Hans-Dietrich Genscher. Weil der damit wenig Resonanz fand und auch nicht alles selber machen kann, haben jetzt der Funk- und Fernsehautor Werner Hill und der Regisseur Horst Königstein das umstrittene Projekt zu Ende gedacht.

Unter dem Titel „Saddam – Einübung in ein Tribunal“ inszenierten die beiden die Vorbereitungen zur Gerichtsverhandlung als Fernsehspiel – ein Versuch, die Gründe und Motive aller Beteiligten für den Krieg am Golf dramaturgisch sichtbar werden zu lassen. Gesendet wird das Lehrstück an diesem Samstag in Nord III und West III.

Die pädagogische Absicht ist überdeutlich. Hill und Königstein lassen die Delegierten der westlichen Nationen über die Interessen Saddams diskutieren und stellen so deren Interessen am Krieg bloß. Die Vorwürfe der Allianz gegen den irakischen Diktator entlarven auch die eigenen, schmutzigen Absichten.

Die zähen Debatten werden durch Dokumentaraufnahmen aus den Nürnberger Prozessen, Bilder von den nächtlichen Bombardements auf Bagdad und Darstellungen der Opfer gebrochen und verfremdet. Kriegsszenarien, die noch während des Golfkonfliktes als authentische Reportagen des amerikanischen Nachrichtensenders CNN über den Bildschirm kamen, sehen jetzt ganz anders aus. Sie stehen nicht länger im Kontext der Geschichten, die zuversichtliche Sieger erzählen.

„Replay“ nennt Hill diese Form des Fernsehspiels, und es wird schnell klar, daß er damit nicht, wie mit einer gut recherchierten Dokumentation, die Wahrheit aufdecken kann. Sein Ziel ist bescheidener: Dem Fernsehen soll ein Gewissen gegeben werden.



Genscher-Darsteller Matschoß*
Die Diplomatie erobert ihren Platz

Natürlich ist das eine ehrenwerte Absicht, und natürlich ist das daraus entstandene Fernsehspiel eine spröde, getragene und bisweilen überinszenierte Angelegenheit. Fast zwei Stunden lang wird der Zuschauer mit einer Mischung aus zurechtgeschriebenen Fakten und Interpretationen konfrontiert. Aber im Gegensatz zur Fernsehrealität während der Tage des Golfkrieges mit ihren Bombardement-Bildern auf der einen und den zusammengebrochenen Standleitungen auf der anderen Seite geben Hill und Königstein nicht vor, authentisch die grausame Wirklichkeit ins gemüthliche Heim zu transportieren.

Im Gegenteil. „Saddam“ ermöglicht dem Zuschauer keine Urteilsbildung über den Krieg, weil eine feste Perspektive fehlt. Nur noch Fragmente der Betrachtung, Trümmer einer Analyse und eine Menge Fragen bleiben übrig.

Bei einem Krieg, der trotz CNN unter Ausschluß der Öffentlichkeit geführt wurde, einem Gemetzel, das von hochdekorierten amerikanischen Generalen als „große Party“ oder als „Truthahn-Schießen“ gefeiert wurde, ist diese Form der Darstellung vielleicht die einzig mögliche – eine Farce ausgenommen.

Doch allen Anstrengungen zum Trotz, am Ende bleiben nur Verlierer: die Toten, die in einem gewissenhaft-gewissenlosen Krieg geopfert wurden; Hill und Königstein, die ihren bleiernen Versuch der Wirklichkeits- und Medienkritik besser im Hörfunk untergebracht hätten; und Hans-Dietrich Genscher, der weder seinen Prozeß bekommt noch ein Honorar für seine Idee.

* Mit Gisela Trowe als israelische Beobachterin.